Fräulein Holladay.

Roman von Burton E. Stevenson.

(Fortsetzung.)

„Also, ne ring damit an, daß ihr das ganze Vermögen ohne Rückhalt vermacht worden sei, daß sie damit thun könne, was sie wolle, was ich ihr natürlich zugeben mußte. Dann fuhr sie fort, daß sie von einer Anzahl Vermächtnisse wisse, die ihr Vater noch vor seinem Tode habe aufstellen wollen und nur durch sein plötzliches Hinscheiden daran gehindert worden sei, ferner, daß die Bestimmungen dahin lauten, sein Name soll nicht genannt werden. Sie wolle die Sache daher anonym ausführen."

„Nun?" fragte unser Zweiter wieder.

Herr Graham sagte langsam: „Sie bat mich, diejenigen ihrer Papiere zu verkaufen, die ich am geeignetsten hielte, damit ich ihr bis morgen Abend 100,000 Dollars in baar — rund 100,000 Dollars auszahlen könnte!"

8. Kapitel.

„Hunterttausend Dollars!" rief Royce und starrte seinen Partner an. „Ja, einhunderttausend Dollars! Das ist ein bischen viel, um es auf einmal fortzugeben. Indessen können wir nichts anderes thun, als ihre Anweisung ausführen. Ich vermuthe, wir wissen alle beide, was sie mit dem Gelde anfangen will."

Der andere nickte. „Ich glaube, ich theilte Ihre Vermuthung. Das Geld war natürlich für die andere Frau — sie sollte also ihr Verbrechen nicht sühnen. Fräulein Holladay erschien mir in nicht geringer Gefahr, eine Mitschuldige zu werden."

„Sie scheint übrigens ernstlich krank zu sein," fuhr unser Chef fort. „Sie ist schmaler geworden und sieht so vergrämt aus. Ich drückte ihr meine Befriedigung über ihre Absicht aus, Ruhe und Luftveränderung zu suchen."

„Wann reist sie?" fragte Herr Royce etwas gedrückt.

„Ich glaube übermorgen, sie sagte es nicht bestimmt. Sie konnte überhaupt wenig sprechen, sie ist stark erkältet — Influenza vermuthlich — und war ganz heiser. Es wäre grausam gewesen, sie viel reden zu lassen, und so machte ich ganz keinen Versuch dazu."

Er wandte sich zu seinem Pult und plötzlich wieder zu uns herum.

„Ich habe übrigens auch die neue Jungfer gesehen," sagte er. „Ich kann nicht sagen, daß sie mir besonders gefällt."

Er schwieg einen Augenblick und schien nachzudenken. „Sie scheint sorgsam und anhänglich zu sein," fuhr er dann wieder fort, „aber ihre Augen gefallen mir nicht. Sie sind zu forschend. Ich bemerkte, wie sie mich heimlich beobachtete. Ich verstehe nicht, wo und warum Fräulein Holladay sie sich geholt hat. Sie ist Französin, sie hat einen ausgesprochenen Accent. Was das Geld anlangt, so verkaufen wir wohl am besten die H. P.-Aktien, die bringen die niedrigsten Zinsen."

„Ja, das denke ich auch," stimmte Royce bei, und der Chef gab die nöthigen Befehle. Dann wandte er sich seiner Arbeit zu, und der Tag verging, ohne daß wir Fräulein Holladay und ihre Angelegenheiten weiter erwähnten. Das durch den Verkauf erzielte Geld wurde am nächsten Nachmittag in's Bureau gebracht. Ein kleines Packet sauber eingewickelt und versiegelt — einhunderttausend Dollars. Herr Graham drehte das Packet nachdenklich um und um.

„Sie bringen es natürlich hin, Jack," sagte er zu seinem Partner. „Lester kann Sie begleiten."

Royce steckte das Packet ein, wir riefen eine Droschke und fuhren ab. Die Fahrt ging glatt von statten, und in einer halben Stunde hielten wir vor dem Holladay'schen Hause. Es war im alten Stil gebaut, die Front aus braunem Sandstein, wie alle Häuser, die bis vor zwanzig Jahren in dieser Allee entstanden. Es lag nicht mehr im modernsten Theil, der sich jetzt mehr zum Centralpark hinzog, und verschiedene Läden hatten sich in der Nachbarschaft aufgethan, aber Henry Holladay hatte vierzig Jahre darin gewohnt und hatte es nie verkaufen wollen.

Augenblicklich waren alle Vorhänge heruntergelassen, das Haus sah recht verlassen aus. Wir stiegen ein paar Stufen zur Thür hinauf, und auf unser Klingeln wurde uns sofort geöffnet von einer Frau, die ich instinktiv als die neue Jungfer erkannte, obgleich sie weniger wie eine Jungfer, als wie eine einfache Frau aus dem Mittelstand aussah.

„Wir bringen das Geld für Fräulein Holladay, das sie gestern bei Herrn Graham bestellt hat," sagte Herr Royce, „ich bin sein Theilhaber." — Ohne zu antworten, ließ uns die Frau eintreten.

„Natürlich müssen wir eine Quittung dafür bekommen," fügte er hinzu, „ich habe hier alles aufgeschrieben, Fräulein Holladay braucht nur ihren Namen darunter zu setzen."

„Fräulein Holladay ist zu krank, um Sie empfangen zu können," sagte die Jungfer, „ich will selbst die Papiere zu ihr bringen und um die Unterschrift bitten."

Royce war in sichtlicher Verlegenheit. Ich suchte inzwischen in meinem Gedächtniß nach, wo hatte ich diese Stimme schon gehört? Irgendwo, das war sicher — eine weiche, tiefe, klangvolle Stimme. Plötzlich erinnerte ich mich! Ich erschrak!. Es war Fräulein Holladays Stimme, wie sie uns am Tage der Verhandlung begrüßte. Ich rüttelte mich zusammen — das war ja Unsinn!

„Ich fürchte, das geht nicht an," sagte Royce endlich. „Es ist eine große Summe und muß Fräulein Holladay persönlich überreicht werden, in Gegenwart von diesem Zeugen."

Jetzt schien die Jungfer zu zögern, ich sah, wie sie die Lippen zusammenkniff.

„Gut, mein Herr," sagte sie, „ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß sie sehr schwach ist und nicht sprechen darf."

„Sie braucht auch nicht zu sprechen," antwortete Royce kurz, und ohne noch etwas zu erwidern, drehte sich die Frau um und führte uns die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Herrin.

Fräulein Holladay lag in einem großen Lehnstuhl, mit einer Binde um den Kopf, und selbst bei dem gedämpften Licht konnte ich sehen, wie sie sich verändert hatte. Sie war dünner und älter geworden und hustete auf eine

„Ich bringe Ihnen das gewünschte Geld."

Art, die mich erschreckte. Schmerz allein konnte sie unmöglich so heruntergebracht haben, es mußte das Geheimniß sein, das sie so bedrückte. Mein Gefährte sah die Veränderung natürlich auch — wahrscheinlich eine größere Veränderung, als ich bemerken konnte — ich sah, wie bewegt und erschrocken er war.

„Mein liebes Fräulein Holladay," begann er, aber sie wehrte kurz mit einer gebieterischen Handbewegung ab.

„Bitte nicht," flüsterte sie heiser, „bitte nicht."

Er brach ab und richtete sich hoch auf. Als er wieder anfing, sprach er in ganz anderem Ton.

„Ich bringe Ihnen das gewünschte Geld," und er händigte ihr das Packet ein.

„Danke," flüsterte sie wieder.

„Wollen Sie nicht nachsehen, ob es stimmt?"

„O nein, das ist nicht nöthig."

„Ich habe hier eine Quittung," er holte sie nebst einer Schreibfeder aus der Tasche. „Bitte, unterschreiben Sie."

Sie nahm die Feder mit zitternder Hand, legte die Quittung auf die Armlehne und ohne das Schriftstück durchzulesen, unterschrieb sie mit peinlicher Langsamkeit. Dann lehnte sie sich mit einem Seufzer in ihren Stuhl zurück und schlug die Hände vor's Gesicht. Herr Royce nahm die Quittung an sich, blieb stehen und zögerte. Die Jungfer hatte die Thür geöffnet und wartete auf uns. Ihre Herrin machte keine Bewegung, wir hatten keinen Grund, länger zu bleiben. Wir drehten uns um und folgten der Jungfer.

„Fräulein Holladay scheint ernstlich krank zu sein," sagte Royce mit etwas belegter Stimme, als wir im Flur standen.

„Ja, mein Herr, sehr krank."

Wieder diese Stimme! Ich benutzte die Gelegenheit, die Sprecherin genau zu betrachten. Ihr Haar war zweifellos grau, ihr Gesicht war von Runzeln durchfurcht, wie sie nur von Kummer und Sorgen herrühren konnten, und doch schien es mir, als ob eine verschwindende Aehnlichkeit mit Holladays Tochter vorhanden wäre. Ich sah noch einmal hin — die Aehnlichkeit war schwach — vielleicht spielten mir meine Nerven einen Streich. Wie sollte eine Aehnlichkeit auch möglich sein?

„Sie hat doch natürlich einen Arzt holen lassen?" fragte mein Gefährte.

„Natürlich."

„Er hat ihr Ruhe verordnet?"

„Jawohl, mein Herr."

„Wann reisen Sie auf's Land?"

„Morgen oder übermorgen, denke ich."

Er wandte sich zur Thür und blieb dann zögernd stehen. Er öffnete seine Lippen, um etwas zu sagen — er mußte seiner Angst Ausdruck geben — aber dann änderte er plötzlich seinen Entschluß und ging zur Thür, die sie für uns offen hielt.

„Guten Abend," sagte er etwas steif, „ich lasse ihr glückliche Reise wünschen."

Die Thür schloß sich hinter uns, und wir gingen fort.

„Johnston ist ihr Hausarzt," sagte Royce, „wir wollen hinfahren und fragen, was er von Fräulein Holladays Zustand hält. Ich sorge mich um sie, Lester."

„Das ist ein guter Gedanke," stimmte ich ihm bei und gab dem Kutscher die Adresse. Johnston war in seinem Studirzimmer und nahm uns sofort an.

„Herr Doktor," fing unser Zweiter ohne Vorrede an, „mein Name ist John Royce, von Graham & Royce. Sie wissen vermuthlich, daß wir die Rechtsbeistände von Fräulein Holladay sind."

„Jawohl," sagte Johnston, „ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr Royce."

„Folglich sind wir auch sehr besorgt um ihr Wohlergehen, und um alles, was sie betrifft. Ich habe mir erlaubt, Sie aufzusuchen, um etwas Näheres über Ihren Zustand zu erfahren."

„Ihren Zustand? Ich verstehe Sie nicht."

„Wir möchten gern ganz genau wissen, wie krank sie ist, Herr Doktor."

„Krank?" wiederholte Johnston höchst überrascht, „ist sie denn krank?"

„Sie ist doch Ihre Patientin? Sie sind doch Hausarzt?"

„Freilich," gab er zu, „aber ich habe Fräulein Francis seit acht oder zehn Tagen nicht gesehen. Damals war sie ganz gesund — etwas nervös vielleicht und niedergeschlagen, aber nicht so sehr, daß sie ärztlichen Rathes bedurft hätte. Sie ist immer recht kräftig gewesen."

Herr Royce schwieg verwundert, und in meinem Kopfe wirbelte es wie toll. „Ich werde Ihnen alles erzählen," sagte er endlich, „ich möchte Ihren Rath haben."

Er berichtete von Fräulein Holladays Krankheit, so viel er davon wußte, und schloß mit unserm Besuch und der Versicherung der Jungfer, daß ihre Herrin in ärztlicher Behandlung sei. Johnston hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, aber er war sichtlich erstaunt und verletzt.

„Und Sie fanden sie elend aussehend?"

„O sehr, erschreckend elend, wenigstens für meine Laienaugen. Sie ist so schmal geworden und sah so blaß aus, sie konnte vor Husten fast nicht sprechen — ich erkannte sie kaum wieder."

Der Doktor überlegte und schwieg. Er war ein sehr berühmter Arzt und hatte viele hervorragende Kranke, ich merkte, wie die Geschichte ihn kränkte, daß ein anderer Arzt ihm vorgezogen worden war.

„Natürlich, Herr Royce," sagte er schließlich, „ist Fräulein Holladay vollauf berechtigt, einen anderen Kollegen zuzuziehen, wenn sie es für richtig hält."

„Aber haben Sie das für möglich gehalten?" fragte unser Zweiter.

„Vor zehn Minuten hätte ich es für vollständig unmöglich gehalten," sagte der Doktor bestimmt, „aber die Frauen sind oft unberechenbar, wie wir Aerzte leider zur Genüge wissen."

Herr Royce zögerte, und dann faßte er den Stier bei den Hörnern.

„Herr Doktor," sagte er ernst, „glauben Sie nicht, daß es gut wäre, wenn Sie Fräulein Holladay aufsuchen würden und sich nach ihrem Befinden erkundigten? Sie wissen, ihr Vater schenkte Ihnen vollständiges Vertrauen. Wenn Sie sich selbst davon überzeugten, daß sie in guten Händen ist? Ich gestehe, ich weiß nicht, was ich denken soll, aber ich fürchte, daß ihr irgend eine Gefahr droht. Vielleicht ist sie in die Hände der Gesundbeter gefallen."

Der Doktor lächelte.

„Der Rath, Ruhe und Stille zu suchen, klingt ganz vernünftig," sagte er, „und anders, als ein Gesundbeter ihn geben würde."

„Wenn Sie aber doch hingehen würden," bat Royce.

Der Doktor schwankte und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

„Es ist eigentlich etwas unberufsmäßig," sagte er endlich, „aber ich kann schließlich einmal vorsprechen, als Freund der Familie."

Das Gesicht von Royce klärte sich auf, als er die Hand des Doktors ergriff.

„Ich danke, Herr Doktor," sagte er warm, „es ist nicht nur für's Geschäft eine große Beruhigung, sondern auch für mich ganz persönlich."

Der Doktor lachte gutmüthig.

„Das wußte ich natürlich. Wir Aerzte kennen jedes Gerede! Uebrigens möchte ich hinzufügen, daß ich mich hierüber sehr freue. Wenn Sie hier auf mich warten wollen, fahre ich gleich hin."

Wir willigten sofort ein, er ließ anspannen und fuhr schnell fort. Ich hatte das Gefühl, daß wir endlich hinter die Kulissen sehen würden. Vielleicht würde ein Streiflicht genügen, um das Geheimniß zu durchschauen. In einer halben Stunde kam der Doktor zurück, und ein Blick auf sein Gesicht sagte mir, daß wir abermals enttäuscht werden sollten.

„Ich schickte meine Karte hinauf," berichtete er kurz, „und Fräulein Holladay ließ bitten, sie zu entschuldigen."

Royce zog ein langes Gesicht.

„Und das war alles?" fragte er.

„Das war alles. Natürlich blieb mir nichts anderes übrig, als fortzugehen. Ich konnte sie nicht zwingen, mich zu empfangen."

„Nein, aber wie erklären Sie es, Herr Doktor?"

Johnston setzte sich und schien das Muster seines Teppichs auswendig zu lernen.

„Offen gestanden, Herr Royce," sagte er dann, „ich kann es nicht erklären. Das Wahrscheinlichste ist, daß Fräulein Francisca einen Anfall plötzlicher Schwermuth erlitten hat. Vielleicht nur einen akuten, der meist vorübergeht, der aber auch recht ernst und chronisch werden kann."

Dieser Gedanke war auch mir gekommen, und ich sah, daß er Royce ebenfalls nicht überraschend kam.

„Könnten wir uns nicht davon überzeugen?" fragte er. „Sie braucht vielleicht Hilfe gegen sich selbst."

„Die wird sie wahrscheinlich sehr nöthig haben," nickte der Doktor zustimmend, „aber sie ist mündig und vollständig Herrin ihrer Handlungen. Sie hat keine Verwandten, die sich einmischen könnten, kaum intime Freunde, soviel ich weiß. Ich wüßte keinen Ausweg, außer, daß Sie als ihr Rechtsbeistand darauf dringen, sie zu lassen."

Royce wehrte sofort ab.

„Das ist ausgeschlossen, wir haben keinen Grund zu solchem Vorgehen. Es würde sie tödtlich beleidigen."

„Zweifellos," stimmte ihm der Doktor zu. „Und so fürchte ich, daß vorläufig nichts gemacht werden kann. Die Dinge müssen ihren weiteren Verlauf nehmen, bis irgend etwas Entscheidendes geschehen kann."

„Liegt etwa Schwermuth in der Familie?" erkundigte sich Royce nach einer Pause.

„Ganz und gar nicht," erklärte der Doktor sofort. „Ihre Eltern waren geistig vollständig gesund. Ich kenne die Familiengeschichte seit drei Generationen, und nirgends ist auch nur eine Spur zu entdecken. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte Holladay einen leichten Schlaganfall. Es war ein ganz leichter Fall, aber ich beredete ihn, sich für lange Zeit frei zu machen, und er reiste mit seiner Frau in's Ausland. Uebrigens wurde damals auch seine Tochter geboren. Seit der Zeit hat er sehr vernünftig gelebt, und der Anfall hat sich nicht wiederholt. Das war überhaupt die einzige Krankheit, die er je gehabt hat."

Weiter konnten wir nichts ermitteln, und so brachen wir auf. „Wenn Sie noch etwas erfahren sollten," sagte der Doktor, als er uns das Geleit gab, „so lassen Sie es mich, bitte, wissen. Sie können natürlich immer auf meinen Beistand rechnen."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, Sie sollen alles erfahren," antwortete unser Zweiter, und so gingen wir zu unserer Droschke.

Die folgende Woche war für mich voller Zweifel, für Royce aber voller Sorgen. Wie ich später erfuhr, hatte er ihr ein halbes Dutzend Briefe geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Ich hatte inzwischen auf eigene Hand etwas entdeckt. Einen Tag nach der Auslieferung des Geldes überflog ich wie gewöhnlich die Börsennachrichten in der Zeitung, und ein Artikel hatte meine Aufmerksamkeit gefesselt. Das Maklergeschäft von Swift & Co. hatte an dem Tage 100,000 Dollars Papiergeld auf der Staatsbank in Gold umgewechselt. Eine Anfrage am nächsten Tage ergab, daß es im Auftrage von Fräulein Holladay geschehen war. Der Grund dafür lag auf der Hand: Die Empfänger des Geldes sollten von der Polizei nicht aufgespürt werden.

9. Kapitel.

Unsere Arbeit im Bureau war gerade zu dieser Zeit sehr anstrengend und schwer. Verschiedene Fälle, die sämmtliche Rechtsanwälte New Yorks in Spannung hielten, nahmen unsere ganze Zeit in Anspruch. Die andauernde Anspannung aller Kräfte machte sich bei unsern Chefs und auch bei mir fühlbar, und so kam ich eines Abends nach Hause mit der Absicht, bald schlafen zu gehen. Ich hatte mir kaum den Hausrock angezogen, meine Pfeife angesteckt und es mir bequem gemacht, als es an die Thür klopfte. „Herein," rief ich in der Erwartung, Frau Frisch, meine Wirthin, eintreten zu sehen, ich war zu faul, mich umzuwenden.

Aber nicht das blasse, von grauen Haaren umrahmte Gesicht von Frau Frisch erschien in der Thür, sondern ein rundes, blühendes Antlitz.

„Sie werden entschuldigen, mein Herr," begann eine wohlklingende Stimme, die ich sofort erkannte, noch ehe die kurze, gedrungene Gestalt über die Schwelle und in's helle Licht trat, „aber ich habe soeben entdeckt, daß ich kein Streichholz habe, um mein Gas anzuzünden. Wenn ich mir eins borgen dürfte —"

„Bitte, bedienen Sie sich," sagte ich und hielt ihm mein Feuerzeug hin, das neben mir auf dem Tisch lag.

„Sie sind sehr freundlich," erwiderte er, und als er sich eines herausnahm, sah er mich ernst an. Er stieß einen kleinen Ruf des Erstaunens aus. „Ah, es ist Herr — Herr —"

„Lester," half ich ihm aus.

„Es ist eine große Freude," sagte er, „ein großes Glück für mich, daß ich in dieses Haus gekommen bin. So einsam ist es manchmal — und dann wünsche ich einen Rath von Ihnen, wenn Sie Zeit hätten."

„Gewiß," ich bot ihm einen Stuhl an, „bitte, nehmen Sie Platz."

„Einen Augenblick entschuldigen Sie mich, bitte."

Er schlüpfte zur Thür hinaus und war in zwei Minuten wieder zurück mit einer Handvoll Cigaretten, die er auf den Tisch legte. Dann zog er einen

„Mein Name ist Jasper Martigny."

Stuhl heran. Mit einer entschuldigenden Handbewegung nahm er ein Streichholz und steckte sich eine Cigarette an.

(Fortsetzung folgt.)

Besonders niedrige Preise
für alle Arten
Anstreicher-Artikel.

Creosote Dach-Anstrich. Rote Scheunen-Farben. Fertig-gemischte Farben. Firnisse, Pinsel, u. s. w. Kochöfen, Herde und Heizöfen verschiedener Sorten zu sehr niedrigen Preisen.

Desgleichen ein volles Lager Groceries bester Qualität.

Der Rest von Steingutwaren wird unter Einkaufspreis verkauft, um damit aufzuräumen.

K. Bocz, Telephon 246, Broad Str.

Wir möchten hiermit bekannt machen, daß wir für die kommende Saison ein volles Lager von

Schlitten, Cutters, Nähmaschinen, Pferdegeschirren, Decken, u. s. w.

haben. Mäßige Preise. Wir bitten um einen Besuch.

R. E. Mickleborough,
Rose Strasse Regina

Dampfschiffs-Agenten.

Geld nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland gesandt.
Dampfschiffs-Billette für alle Linien.
Es wird Deutsch gesprochen und geschrieben.
Corn. Epp Co., 901 Main-Straße, Winnipeg, Man.

Auszug
aus dem canadischen Heimstättengesetz.

Alle noch nicht bereits vergebenen oder reservierten Sectionen mit geraden Nummern von Dominion-Ländereien in Manitoba, Saskatchewan und Alberta, mit Ausnahme von 8 und 26, können von irgend jemand, der das Haupt einer Familie ist, oder von jeder mindestens 18 Jahre alten männlichen Person, als Heimstätte in der Größe von einer viertel-Sektion von 160 Ackern aufgenommen werden.

Heimstätte-Eintragungen

müssen persönlich von dem Applikanten bei einer Dominion Land Agentur oder Sub-Agentur in dem Distrikt, in welchem das Land gelegen ist, gemacht werden. Unter gewissen Bedingungen ist auch die stellvertretende Eintragung von seiten des Vaters, der Mutter, des Sohnes, der Tochter, des Bruders oder der Schwester des betreffenden Heimstätters erlaubt.

Heimstätte-Verpflichtungen.

Der Heimstätter ist gehalten, die Heimstätte-Verpflichtungen unter einem der folgenden Pläne zu erfüllen:

1. Wenigstens 6monatliche Wohnung auf dem Lande nebst Bearbeitung desselben während eines Zeitraumes von 3 Jahren.

2. Hat ein Heimstätter eine Farm, nicht kleiner als 80 Acker, in der Nähe der Heimstätte, so kann er, wenn er will, die Wohnungsvorschrift in der Weise erfüllen, daß er auf seiner Farm wohnt. Er muß aber der einzige und alleinige Eigentümer besagter Farm sein.

3. Falls der Vater [oder die Mutter, wenn der Vater gestorben ist] eines Heimstätters ständig auf einer von ihm geeigneten Farm, die mindestens 80 Acker groß ist, in der Nähe der Heimstätte wohnt, oder auch auf einer von ihm aufgenommenen Heimstätte in der Nähe des Landes, so ist es dem Heimstätter erlaubt, bei seinem Vater resp. seiner Mutter zu wohnen.

4. Der oben gebrauchte Ausdruck „Nähe" bedeutet: nicht weiter als 9 Meilen in einer geraden Linie, Road Allowances nicht mitgerechnet.

5. Ein Heimstätter, der auf diese Weise seinen Wohnungs-Verpflichtungen nachzukommen beabsichtigt, während er bei seinen Eltern oder auf seiner eigenen Farm wohnt, muß dem Landagenten des Distriktes davon Mitteilung machen.

Sechs Monate vor Einreichung des Gesuchs um den Besitztitel muß der Heimstätter dem Commissioner of Dominion Lands, Ottawa, schriftliche Mitteilung von seiner Absicht geben.

W. W. Cory,
Deputy of the Minister of the Interior.

Freies Arbeits-Bureau.

Ein freies, öffentliches Arbeits-Nachweis-Bureau ist von der Dominion-Regierung eröffnet worden, in Verbindung mit der Immigrations-Arbeit in Manitoba, Saskatchewan und Alberta, zum Nutzen der Landwirte und Anderer, die Landarbeiter, Handwerker oder Dienstmägde bedürfen.

Gesuche für Arbeiter sollten an J. Obed Smith, Einwanderungs-Kommissär, Winnipeg, gerichtet und genau angegeben werden, was für Arbeiter verlangt, auf wie lange Zeit und welche Löhne angeboten werden.

Nur solche Arbeiter, welche für die betreffende Arbeit tauglich und passend sind, werden hinausgeschickt.

Man schreibe an
J. Obed Smith,
Dominion Immigration Commissioner,
Winnipeg, Man.

In 30 Stunden über den Ozean.

In 30 Stunden will der New Yorker Hewitt über den Ozean fahren, wenn es ihm gelingt, sein nach einer ganz neuen Idee gebautes Schiff herzustellen, welches 80 Knoten per Stunde zurücklegt. Hewitt wollte ein Luftschiff bauen, verfiel dabei aber auf die Idee, sein projektiertes Werk dem Wasser anzupassen. So baute er denn sein erstes Modell, das eine Länge von 27 Fuß hatte, und auf der Fahrt über und nicht in dem Wasser dahingleitet. Im Wasser befinden sich nur eine Anzahl schiefer Ebenen und die Schraube, indem der Schiffsrumpf sich während der Fahrt aus dem Wasser hebt. Den Hauptwiderstand bietet also nicht das Wasser, sondern die Luft, die zu durchschneiden Hewitt eine leichte Aufgabe dünkt. Tatsächlich hat das Modell auf der Probefahrt eine Schnelligkeit von 40 Knoten die Stunde erreicht. Der Erfinder ist nun der Ansicht, die Schnelligkeit hänge überhaupt nur von der Schraube ab, und die gegenwärtig im Gebrauch befindliche bedeutend zu verbessern, wird ihm, seiner Ueberzeugung nach, keine Schwierigkeiten bereiten. Heute steht die Vermehrung der Schnelligkeit auf über 20 Meilen die Stunde in keinem rechten Verhältnis zu der aufgewendeten Kraft, da der Widerstand stetig zunimmt mit jeder Vergrößerung des Schiffsgefäßes. Hewitt behauptet, daß darin seinem Plane keine Schwierigkeiten erwachsen werden, sondern daß bei zunehmender Schiffsgröße nur Vorteile — so die Inbetriebsetzung leistungsfähigerer Maschinen — zu erwarten seien. Demnach hofft er bestimmt, mit einem Schiff von 200 Fuß Länge eine Schnelligkeit von 60 bis 80 Knoten die Stunde zu erreichen und bei noch größeren eine noch höhere Geschwindigkeit, sodaß ihm die Erfüllung seines Traumes, den Atlantischen Ozean in 30 Stunden zu kreuzen, in nicht allzuferner Zukunft zu winken scheint.

Pettenkofers Regenschirm.

Von der sprichwörtlichen Gelehrtenzerstreutheit, mit der auch Pettenkofer behaftet war, weiß ein Freund des Begründers der wissenschaftlichen Hygiene ein nettes Stückchen zu erzählen.

Der Gelehrte ließ, wie so viele seinesgleichen, fast immer seinen Regenschirm irgndwo stehen. Er war denn auch nicht wenig stolz, daß er seinen Regenschirm von einer Reise nach England glücklich wieder auf den Kontinent zurückgebracht hatte, zumal da seine Angehörigen es für undenkbar erklärt hatten, daß er bei seiner Rückkehr noch denselben Regenschirm bei sich haben könne. Von Augsburg aus telegraphierte er dann triumphierend: „Ich und mein Schirm sind in zwei Stunden in München."

Wer beschreibt seinen Schrecken, als er, aus dem Zug steigend, den Seinigen voll Genugtuung das glücklich gerettete Gerät vorweisen wollte: seine Hand war leer — er hatte den Schirm auf dem Telegraphenamt in Augsburg stehen lassen.

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

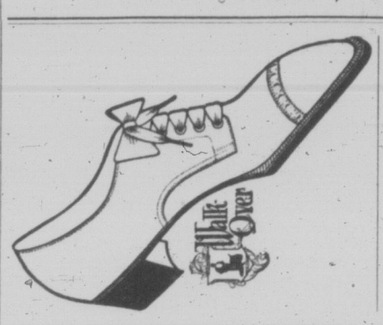
Immer billig!

Aber besonders billig bis Weihnachten
bin ich mit
Küchenschränken, gewöhnlichen Stühlen, 4 Sorten Komoden,
Wandpapier u. s. w.

Bin alleiniger Agent der berühmten **„Davis Nähmaschine"** Kaufe Deiner Frau eine zu Weihnachten.

Doherty Orgeln von $65 bis $165.
Gerhard Heintzman Pianos von $400 bis $840.
In sehr passenden Raten abzubezahlen. Nähere Auskunft gibt

J. K. Harder, Möbelhändler,
Herbert, Sask.



Wenn Sie Schuhe oder Stiefel kaufen wollen, kommen Sie zu mir. Wir sind **Headquarters** für Fußzeug.
Ein volles Lager von Dry Goods, Groceries, Eisenwaren, Pferdegeschirren, Steingut, Koffern, Reisetaschen, Handtaschen, u. s. w.
Argue & Cooper,
Department-Store,
Swift Current - Sask.

Zum Kostenpreis!

Habe eine Anzahl guter fertiger **Männer- und Knaben-Anzüge,** welche ich zum **Kostenpreis** verkaufen werde. Alle übrigen Anzüge verkaufe ich mit ..... **15 Prozent Abschlag** für Bar.

Bin alleiniger Verkäufer der berühmten „Williams" Männer-, Frauen- und Kinderschuhe, verkaufe sie billig. Kommt und seht, bevor Ihr sonstwo kauft.

Johann P. Epp, - - Rosthern, Sask.

Canadian Pacific
Jährliche
Excursionen
— nach —
Ver. Staaten Plätzen.

Niedrige Rundreiseraten
— nach —
St. Paul und Minneapolis, Minn.; Milwaukee, Wisc.; Chicago, Ill.; Council Bluffs, Des Moines, Fort Dodge, Dubuque und Waterloo, Ia.; Omaha, Neb.; Kansas City und St. Joseph, Mo.

Tickets täglich zum Verkauf vom 1. Dez. bis zum 31. Dez. inclusive, gültig für die Rückkehr innerhalb von drei Monaten.

Man wende sich zwecks Information an den nächsten C.P.R.-Agenten.

Meinen werten Kunden, und auch auch solchen, die es noch werden wollen, lasse zu wissen, daß ich für die nächsten sechs Wochen

10 Proz. Abschlag
auf alle
Kochöfen,
und
5 Proz. auf Heiz-Oefen
geben werde. Ebenso auf alle
Kleinwaren 10 Prozent
für bar.

Da in meinem Store von jetzt an nur für bar verkauft werden wird, gebe ich von jetzt bis Neujahr noch extra einem Jeden, der für $5.00 kauft, 25 C.S. wert Waren.

Alle Kunden, die mir noch schuldig sind, bitte ich, doch meiner nicht zu vergessen.

Jacob Kliewer,
Eisenwarenhändler,
Warman, - - Sask.

Farm-Verkauf.

Eine schön verbesserte Farm, ½-Sektion, mit guten Gebäuden, Vieh und Inventar, preiswert zu verkaufen.

Andreas Martin,
Edenwald P. O.